Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 132 (1853)

Artikel: Der Gschwend in der Kesselhalde
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-372798

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Gschwend in der Kesselhalde.

Am 18. Brachmonat 1852 wurde in St. Fiden bei St. Gallen ein Mann zur Grabesruhe gebracht, dessen Leben merkwürdiger war, als dasjenige manches berühmt gewordenen Mannes. Beim Hinschiede des Genannten, den man nur unter dem Namen kannte: „Der Gschwend in der Kesselhalde", entwarf ein öffentliches Blatt folgenden interessanten Lebensabriß von ihm:

Gschwend stammte aus einem alten, angesehenen und wohlhabenden Tablater Geschlecht. Sein Vater galt als einer der reichsten Bauern im Lande. Und das mußte wohl wahr sein; denn jedes von seinen fünf Kindern erbte in guten Briefen 12,000 fl., und von den beiden Söhnen erhielt jeder überhin als Mannesvorrecht ein Bauerngut, frei, ledig und los. Unserm Johann Jakob wurde die sogenannte Kesselhalde zu Theil. Mehrere Jahre nach der Theilung, die bei Lebzeiten geschehen, blieb er noch bei seinem altersschwachen Vater, bei dem er Alles galt. Man glaubt, daß er schon während dieser Zeit sich zu seinem Erbtheile ein bedeutendes Vermögen gesammelt. Seine Frau brachte ihm auch ein Vermögen von etwa 5000 fl. in die Ehe, so daß er schon in seinen jüngern Jahren als ein Mann von großem Vermögen galt. Schon in den Zwanziger-Jahren ward er im Steuerregister auf 30,000 fl. gesteigert, und später immer mehr bis auf 80,000 fl. Er mußte damals aber noch ein bedeutend größeres Vermögen besessen haben. Unsere Leser werden sich billig hierüber verwundern, wenn sie vernehmen, daß er nie ein Wucherer im schlimmen Sinne und auch gegen seine Schuldner nicht besonders hart war. Er raffte sein Vermögen mit dem zusammen, was er selber Sparsamkeit nannte, was aber seine ganze vernünftige Umgebung kurzweg „Schinden und Schaben" hieß. Seine Ehewirthinn paßte diesfalls vortrefflich für ihn. Während ihres vierzigjährigen Beisammenlebens war Suppe von Ackerbohnen (sog. Saubohnen) ihre gewöhnliche Nahrung. Dieselbe wurde in der Regel, um Zeit und Holz zu ersparen, für zwei bis drei Tage im Vorrath gekocht, so daß sie oft ganz schimmelig und pelzig aussah. An diese Nahrung war der Hausvater unbedingt gewöhnt. Als einst in Abwesenheit seiner Frau eine Anverwandte ihn bediente und eine ordentliche Suppe brachte, wies er sie mit den Worten zurück: „Was Tüfels bringst mer do? Choch du wie d'Madlen!" (Seine Frau heißt Magdalena.) Diesem fast unbegreiflichen Geiz gegen sich selbst kam seine Filzigkeit in andern Zweigen des Hauswesens vollkommen gleich. Heu und Emd hatte er oft bis drei Jahrgänge beisammen, und verkaufte es nur zur Zeit des Futtermangels. Sein eigen Vieh letzte er mit dem gröbsten Futter, meist mit Stroh. Den Ausfall von Streue deckte er erfinderisch dadurch, daß er in den Stadtgräben zu St. Gallen das ausgeschüttete Laub aus den Bettsäcken und andern Abgang aufsammelte. Wer in der Frühe des Morgens die Straße nach St. Fiden ging, sah ihn regelmäßig sein Rößlein am Zaume führen, das ein Laubwägelein zog oder eine Jauchelägel, auf welcher gewöhnlich seine Tochter saß. Der Kesselhalder war auch ein leidenschaftlicher Raucher; aber er kaufte sich keinen Tabak, sondern sammelte stets Cigarrenstumpen auf der Straße und in den Gassen der Stadt, zerschnitt sie, trocknete und verrauchte sie. Wenn der „rich Gschwend" auf der Straße war, wurden wohl auch Dutzende solcher Stumpen geflissentlich weggeworfen, um den kargen Mann sich darnach bücken zu sehen. Sein mißrathener Sohn belustigte sich häufig mit diesem Spasse, wie er es nannte. Daneben erbettelte sich der große Kapitalist viele tausend Pfeifen voll Tabak von ihm begegnenden rauchenden Fuhrleuten, Maurergesellen u. s. w. Zur Winterszeit verköstigte er sich für Heizung der Stube auch nicht; denn er wohnte, um Holz zu ersparen, mit seiner Familie — im Stalle bei dem lieben Vieh, an welchem seine Frau gerade auch die Wäsche aufhängen konnte. Aus all diesen Dingen wird man wohl auch vermuthen, daß es mit der Garderobe der Familienhäupter nicht weit her werde gewesen sein. Seit mehr als einem Viertelsjahrhundert trugen weder Mann noch Frau irgend ein neues Kleidungsstück. Gschwend

kam immer sehr ärmlich daher. An Sonntagen sah man ihn in einem farblosen Nebelspalter mit wackelnder Hinterwand und einem abgestandenen, fadenscheinigen Rocke, den jedenfalls kein jetzt noch lebender Schneider verfertiget hat. Seine Figur bot etwas Hartes, Strenges und Knechiges dar, im besten Einklang mit seinem rauhen und gefühllosen Charakter, der allen weichern Gefühlen unzugänglich war. Er erkannte nur seine harten Thaler, die er gerne häufig zählte, as seine Freunde an. Aus Furcht, von seinem eigenen Sohne bestohlen zu werden, verbarg er große Summen in alten Häfen unter den Stallboden, und einst vergrub er fast alle seine Baarschaft unter einen Baum, wohin sie ihm ein Nachbar in einer Bütte tragen mußte. Die letzten Jahre dieses beklagenswerthen Lebens sollten dem harten Mann noch allerlei Ungemach bringen. Sein schon erwähnter Sohn wurde das gerade Gegentheil des Vaters — genußsüchtig und verschwenderisch im höchsten Grade. Er wußte schon in jüngern Jahren so oder anders von dem Gelde seines Vaters reichlich zu bekommen. Mit zunehmendem Alter ging die Verschwendung ins Gränzenlose. Man spricht von nahe an 40,000 fl., die er seinem Vater verschwendet und verunschicket. Zu übler Letze entwendete er mit Beihülfe der Mutter demselben einen Kapitalbrief, versilberte ihn und floh nach Amerika, so daß jetzt eine Kriminalklage auf ihm haftet. Nach der Ausstattung der Tochter (mehr Kinder hatte er nicht) und nach solchen Verlüsten schmolz das Vermögen des alten Gschwend so herab, daß er am Ende nur noch 10,000 fl. versteuerte. Man gab sich von verschiedenen Seiten Mühe, von dem Sohne durch Deckung des abhanden gekommenen Kapitalbriefes wenigstens die Brandmarkung eines Verbrechens abzuwenden. Es wäre hiezu noch zehnmal Zeit gewesen. Allein Schwester und Schwager wollten trotz ihres Reichthums keine Hand dazu bieten, weßwegen sie allerwärts im Publikum zum Gegenstande gerechten Unwillens wurden und es noch sind. Die nächste Folge war, daß die alte Mutter, als mitverflochten, gefänglich eingezogen wurde. Monate lang brachte sie im Kerker zu, und der Prozeß ist noch nicht ausgetragen. Sie ist eben so gefühllos, wie es ihr Mann gewesen. Im Gefängniß weilte sie fortwährend gerne, weil sie „es besser habe, als zu Hause". Der Punkt der Ehre verfing bei ihr nicht im mindesten, und was das Verbrechen betrifft, dessen sie als Mitschuldige angeklagt ist, so meint sie einfach: „'s ist mi Sach gsi." Ein solcher Schutthaufen häuslichen Mißgeschickes wölbt sich über dem Grabe des Kesselhalders, welcher im Leben und auf dem Bette des Todes (im Hinblick auf gestiftetes Gutes) der glücklichste Mensch hätte sein können. In ernsten und wohlgemessenen Worten hob die Leichenrede diesen letztern Punkt besonders hervor. Wir aber schließen diesen Bericht, indem wir dem Todten den ewigen Frieden wünschen, mit dem alten Sprüchworte:

„Mit Geld und Gut ist's nicht gethan;
Verstand und Tugend ziert den Mann."

In der Gegend von Pirna stand noch vor wenigen Jahren an der Straße ein nettes, mit Schindeln gedecktes Häuschen, an dessen Giebel folgende Inschrift zu lesen war:

Das Häuschen steht in Gottes Hand,
Vor 4 Jahren war es abgebrannt.
Wenn Gott meinem Schwiegervater
wird sein Herz erwecken,
Da will ich es mit Ziegeln decken.

Ein bayerischer Beamter wurde vor die Polizei geladen und dort befragt, ob er nicht Tags zuvor auf dem Promenadeplatz in München einem Bettler ein Almosen gegeben habe. Als er dies bejahte, wurde ihm angedeutet, daß er eine Strafe von 3 Gulden zu entrichten habe, wovon ein Drittheil dem Anzeiger, das Andere der Armenkasse anheimfalle. Der Beamte konnte sich nicht erklären, wer in aller Welt den Anzeiger in dieser Sache gegen ihn gemacht habe. Der Polizeibeamte löste ihm den dunkeln Schleier, indem er ihm eröffnete, der Bettler selbst sei der Denunziant gewesen.